

Wissen, Kommunikation und Gesellschaft
Schriften zur Wissenssoziologie

Achim Brosziewski · Christoph Maeder
Julia Nentwich *Hrsg.*



Vom Sinn der Soziologie

Festschrift für Thomas S. Eberle



Springer VS

Wissen, Kommunikation und Gesellschaft

Schriften zur Wissenssoziologie

Herausgegeben von

H.-G. Soeffner, Essen, Deutschland

R. Hitzler, Dortmund, Deutschland

H. Knoblauch, Berlin, Deutschland

J. Reichertz, Essen, Deutschland

Wissenssoziologinnen und Wissenssoziologen haben sich schon immer mit der Beziehung zwischen Gesellschaft(en), dem in diesen verwendeten Wissen, seiner Verteilung und der Kommunikation (über) dieses Wissen(s) befasst. Damit ist auch die kommunikative Konstruktion von wissenschaftlichem Wissen Gegenstand wissenssoziologischer Reflexion. Das Projekt der Wissenssoziologie besteht in der Abklärung des Wissens durch exemplarische Re- und Dekonstruktionen gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktionen. Die daraus resultierende Programmatik fungiert als Rahmen-Idee der Reihe. In dieser sollen die verschiedenen Strömungen wissenssoziologischer Reflexion zu Wort kommen: Konzeptionelle Überlegungen stehen neben exemplarischen Fallstudien und historische Rekonstruktionen stehen neben zeitdiagnostischen Analysen.

Achim Brosziewski • Christoph Maeder
Julia Nentwich (Hrsg.)

Vom Sinn der Soziologie

Festschrift für Thomas S. Eberle

 Springer VS

Herausgeber

Achim Brosziewski
Pädagogische Hochschule Thurgau
Kreuzlingen, Schweiz

Julia Nentwich
Universität St. Gallen, Schweiz

Christoph Maeder
Pädagogische Hochschule Zürich
Schweiz

Wissen, Kommunikation und Gesellschaft

ISBN 978-3-658-09093-7

ISBN 978-3-658-09094-4 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-658-09094-4

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Umschlagsfoto: Florian Elliker

Lektorat: Katrin Emmerich, Katharina Gonsior

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer Fachmedien Wiesbaden ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media (www.springer.com)

Inhalt

Einleitung: Vom Sinn der Soziologie 9
Achim Brosziewski, Christoph Maeder und Julia Nentwich

Theorie

Soziologie als reflexive Wissenschaft. Relativismus,
Sozialkonstruktivismus und die Triangulation 25
Hubert Knoblauch

Kommunikatives Handeln und Situation. Oder: Über die
Notwendigkeit, die Situation wieder zu entdecken 37
Jo Reichertz und Sylvia Marlene Wilz

Sinn Grenzen und ihre Überwindung 51
Bernt Schnettler

„Jene eigentümliche Spannung zwischen Leben und Denken.“
Zum Sinn der Wahl in der lebensweltlichen Theorie 63
Niklas Woermann

Methodologie

Transformation und Widerstand. Wie Mikrohierarchien und Emotionen
die soziale Organisation interkulturellen Zusammenlebens stabilisieren 79
Florian Elliker

Prospektive und retrospektive Sinngenerierung. Eine interpretative Sicht auf Organisationsprozesse	99
<i>Ulrike Froschauer und Manfred Lueger</i>	
Sinngemäßes. Mit Thomas Eberle auf der Suche nach den Grundlagen und Herausforderungen interpretativer Sozialforschung	115
<i>Ronald Hitzler</i>	
Wie und wozu forschen? Vom Sinn soziologischer Erkenntnisproduktion	137
<i>Angelika Pofperl und Reiner Keller</i>	
Das Postulat der Als-ob-Adäquanz. Zur Bildung empirisch begründeter Theorien von fremdkulturellem Handeln	153
<i>Norbert Schröer</i>	
Der Soziologe als „Ungläubiger Thomas“. Auf den Spuren des Archaischen in der Moderne	167
<i>Franz Schultheis</i>	
Mundanphänomenologie, qualitative Sozialforschung und die Stimme des Common Sense in fiktionaler Literatur	175
<i>Emil Walter-Busch</i>	
 Dialog	
Der Sinn der Lehre: Ethnographie, Affekt, <i>sensemaking</i>	197
<i>Timon Beyes und Chris Steyaert</i>	
Leeres Jenseits. Die Altersgesellschaft und die christliche Heilsgeschichte	213
<i>Peter Gross</i>	
Persönlichkeitsentwicklung an der Universität als zentrales Studienziel	219
<i>Sabine Hoidn</i>	

Kommunikationskulturelle Missverständnisse und deren Antizipierbarkeit	237
<i>Michaela Pfadenhauer</i>	
Analoges Fotografieren im digitalen Zeitalter	255
<i>Niklaus Reichle</i>	
Sinn in der Management-Praxis	271
<i>Johannes Rüegg-Stürm</i>	
Einige Reflexionen zu Sinn, Sinnkonstruktionen und deren Relevanz wie auch Herausforderungen für Wissenschaft und Praxis	283
<i>Sonja Sackmann</i>	
Angaben zu den Autorinnen und Autoren	297

Einleitung: Vom Sinn der Soziologie

Achim Brosziewski, Christoph Maeder und Julia Nentwich

Mit dem Sommersemester 2015 wird Thomas Eberle, soeben 65 Jahre alt geworden, an der Universität St. Gallen (HSG) emeritiert — an einer Institution, der er sein gesamtes akademisches Schaffen über verbunden war. 1989 wurde er nach der Berufung von Peter Gross zum Ko-Leiter des Soziologischen Seminars ernannt. Immer wieder hat er dabei die mitunter diffizile Aufgabe übernommen, Brücken zu anderen an der Wirtschaftsuniversität St. Gallen vertretenen Disziplinen zu bauen und für die Diffusion soziologischen Wissens zum Beispiel in die Managementlehren zu sorgen. Davon zeugt seine langjährige Tätigkeit in Lehre und Leitung des St. Galler Kontextstudium, dem Coaching-Programm, als Kursleiter im St. Galler Managementzentrum, in Beratertätigkeiten für die Bundesverwaltung, und viele andere mehr.

Als Brückenbauer zwischen verschiedenen Disziplinen war es ihm immer ein Anliegen, die Soziologie auch über die Fachgrenzen hinaus nutzbar zu machen; die Soziologie zu gebrauchen, um zum Beispiel die Sinnhaftigkeit ökonomischen Handelns in der Managementausbildung nicht aus den Augen zu verlieren. Er hat die Managementausbildung um ein ganz spezifisch soziologisches Verständnis von Reflexion in den zu erwerbenden Kompetenzen bereichert und ist bereits vor vielen anderen didaktisch-pädagogisch innovative Wege in der Vermittlung gegangen.

Sein Engagement auf nationaler Ebene als Vorstandsmitglied und Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie (1999-2005) und als Mitglied des wissenschaftspolitischen Rates der Schweizerischen Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften hat unter anderem in der Etablierung des Methodenfestivals für qualitative Methoden, der Veröffentlichung des Manifests *Methoden Qualitativer Sozialforschung* (Bergman et al. 2010) und der Ausarbeitung von Konzepten zur Archivierung von qualitativen Daten (Bergman und Eberle 2004) sichtbar Früchte getragen. International gehörte Thomas Eberle dem Vorstand der European Sociological Association (ESA) an, in der er in drei Forschungsnetzwerken (Sociology

of Arts, Sociology of Culture, Qualitative Methods) verschiedene Funktionen übernommen hat. Seine Gastprofessuren führten ihn nach Konstanz und Wien. Insgesamt wird erkennbar, dass Thomas Eberle neben seiner Forschungstätigkeit auch erheblich Zeit in die Organisation und Entwicklung der soziologischen Disziplin eingebracht hat. Dafür gebührt ihm unser nachdrücklicher kollegialer Dank.

Vom Sinn der Soziologie: Wie nur wenige andere hat sich Thomas Eberle in seinem soziologischen Schaffen mit einer der anspruchsvollsten Fragen unserer Disziplin beschäftigt: der Frage nach dem Sinn in und von der Soziologie. Bei einem Begriff wie Sinn kaum anders zu erwarten, ist er vieldeutig auszulegen. Manchen mag das Interpretationsfeld gar zu weitläufig und undefinierbar erscheinen. In diesem Fall verhilft gerade Thomas Eberles Werk zu einem sehr prägnanten Zugriff. Da ist zum einen die *Kategorie* des Sinns und ihr Stellenwert für die Selbstbestimmung soziologischen Vorgehens, die Thomas Eberle in der Linie von Max Weber und Alfred Schütz in das Zentrum seiner grundlagentheoretischen und methodologischen Auseinandersetzungen stellt. Sie lässt sich anhand seiner zentralen Publikationen rekonstruieren: „Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft. Der Beitrag der Phänomenologie an die Methodologie der Sozialwissenschaften“ (1984), „Lebensweltanalyse und Handlungstheorie. Beiträge zur Verstehenden Soziologie“ (2000) sowie in der Herausgeberschaft von Alfred Schütz' (2010) „Zur Methodologie der Sozialwissenschaften“.

Zum anderen stellt Thomas Eberle sich (und der Soziologie) die Frage nach dem Sinn der Soziologie für den Rest der Welt: für andere Disziplinen (vor allem für die Ökonomie, die Organisationsforschung, die Sozialpsychologie), für die Praxis (hier vor allem: die Praxis des Managements), für die Öffentlichkeit und für die Alltagswelt. Thomas Eberles Schriften hierzu sind vielfältig. Beispielhaft seien hier aufgeführt: „Die deskriptive Analyse der Ökonomie durch Alfred Schütz“ (1988), „Social Psychology and the Sociology of Knowledge“ (1993), „Professionalität im Milizsystem: Management- und Führungsaufgaben in einer wissenschaftlichen Gesellschaft“ (2005), „Auf den Spuren von Emil Walter-Busch: Transdisziplinäre Studien zur Sozial- und Formengeschichte der Organisationsforschung“ (2007a), „Der Sonderfall Schweiz aus soziologischer Perspektive“ (2007b), „Der Schweizer als Sinnbastler“ (2010).

Wie immer, wenn sich zwei Linien erkennen lassen – hier: der Binnensinn und der Aussensinn der Soziologie –, ergeben sich drei Möglichkeiten der Fortsetzung, des Auslotens von Implikationen und Konsequenzen. Man kann der ersten Linie folgen und sich in Begriffsbildung, Begriffsgeschichte und Begriffsverwendung von Sinn in der Soziologie vertiefen. Man kann aber auch an der zweiten Linie anknüpfen und sich den Auseinandersetzungen der Soziologie mit anderen Disziplinen und anderen gesellschaftlichen Feldern zuwenden, um ihre Daseinsberechtigung,

ihre Legitimation und ihre Reputation zu studieren. Und drittens kann man auch nach dem Zusammenhang beider Linien fragen: Hat der Sinnbegriff, den sich die Soziologie für Eigenzwecke zurechtlegt, Folgen für das, was die Disziplin an Sinn für Nichtsoziologen produziert? Oder in der Umkehrrichtung gelesen: Wie unabhängig und selbstbestimmt kann der soziologische Sinnbegriff eigentlich sein, wenn die Soziologie von ausserhalb auf ihren Sinn hin befragt wird? Wir meinen, es kennzeichnet die Lebendigkeit, Attraktivität und Daueraktualität von Thomas Eberles Programm, dass er sich nicht auf eine der drei Möglichkeiten zurückzieht, sondern sie in ihrer Gesamtheit und mit ihren Zusammenhängen betrachtet. Thomas Eberles Werk zeigt Sinn als nachgerade unabdingbaren Reflexionsbegriff, der sich nicht trotz, sondern wegen seiner Zentralität nicht einsinnig fassen und nicht durch endgültige Definitionen stillstellen lässt, sondern permanent fruchtbar gemacht werden muss und gemacht werden kann. Nicht zufällig faszinierte Thomas Eberle daher ganz besonders ein „Einheitsprogramm“ wie das von Hartmut Esser, das alles Sinnverstehen unter die Oberherrschaft eines doch sehr engen Wissenschaftsverständnisses (Hempel-Oppenheim-Erklärungen) bringen und damit als Reflexionsproblem ad acta legen wollte (um es als blosses Erhebungs- und Modellierungsproblem von „frames“ der Forschungspraxis zu überlassen). Thomas Eberles Antwort (Eberle 2000, S. 127-221) war nicht die einzige, aber sie zeigte die Verengungen und Verarmungen dieses Einheitsprogramms sehr deutlich auf – und bewies damit ebenso prägnant die erkenntnistheoretische Stärke eines konsequent mitgeführten Sinnbegriffs.

Solche grundsätzlichen Probleme mit dem Sinn(begriff) stellen sich keineswegs nur innerhalb der Soziologie. Die Öffentlichkeit fordert von diesem Fach „Zeitdiagnostiken“, Fortschreibungen der Modernisierungsgeschichten, einschliesslich ihrer apokalyptischen Varianten, Interpretationen von und Praxisempfehlungen für „social problems“, Therapien für Individuen, Familien und Organisationen. Dabei drängt stets die Zeit und die Konkurrenz ist gross. Die leuchtenden Vorbilder „grosser“ soziologischer Beiträge sind verblasst. Der Sinn der Soziologie wird damit zu einem Problem ihrer Wahrnehmung und ihrer gesellschaftlichen Resonanz. Der Anspruch der „Königsdisziplin der Sozialwissenschaften“ (August Comte) ist pulverisiert. Die Soziologie leidet, folgt man der Soziologie, an ihren Erfolgen: die Gesellschaft selbst hat sich „soziologisiert“, hat soziologische Konzepte wie „soziale Ungleichheit“, „Rollenkonflikte“, „funktionale Differenzierung“ und soziologische Methodik soweit adaptiert, dass die soziologische Autorenschaft längst vergessen werden konnte. Zwar weiss die Soziologie, dass sie als einzige sozialwissenschaftliche Disziplin immer noch „für alles“ zuständig ist („Nothing is beyond its reach“, Wacquant 2005), nicht zuletzt dank ihrer einzigartigen methodischen Aufrüstung. Doch auch dieses Rüstzeug ist längst diffundiert und im Zuge der „Professionalisi-

sierung“ vieler Praxisfelder (Sozialarbeit, Pflege, Bildung, Management, Beratung, Therapie, ...) ebenfalls „ausgewandert“. Die Soziologie begegnet sich eigentlich immer selbst und ihren eigenen Effekten.

Anders als in den „konzentrierten“ Texten zu soziologischen Grundfragen ist der Eberlesche Beitrag zu den Aussenverhältnissen der Soziologie nicht leicht zu fassen. Folgt man aber seinen kontextuell verstreuten Beiträgen, lässt sich doch ein Motiv (oder zumindest: ein Motivkomplex) ausmachen. Sinn bezeichnet ja nicht nur Reflexion. Wie explizit oder implizit auch immer, läuft in Sinntheorie wie in Sinnpraxis stets die *Routine*, das Geläufige, das Typische, das Selbstverständliche, ein Hintergrund des Unbefragten und des „und-so-weiter“ mit. Mit einer Begriffsanleihe bei der systemtheoretischen Formanalyse kann man auch sagen: Routine bezeichnet die (konstitutiv) andere Seite der Reflexion — und Sinn bildet die Einheit beider Seiten, die nie nur das Eine oder das Andere sein könnte. Harold Garfinkels „Studies of the Routine Grounds of Everyday Activities“ (1967) bilden neben Alfred Schütz' Lebensweltanalyse einen zentralen Impuls in Thomas Eberles Schaffen — und in seinen diversen Exkursen in verschiedene empirische Felder¹ verfolgt er durchgängig die Frage, wie es sinnhaft gelingt, die Reflexion inklusive aller (sozial-)wissenschaftlichen Reflexion zu stoppen und sich seiner (notwendigen) Routinen zu versichern. Die zwei Paradoxien, die in solch einem Unterfangen lauern, hat Thomas Eberle nicht gescheut. Wie *kann* die Soziologie Routinen reflektieren, wenn Routinen doch durch Reflexionsstopp gekennzeichnet sind? – so muss sich die Soziologie selber fragen. Wozu *soll* die soziologische Reflexion der Routinen denn gut sein, wenn die Routinen doch funktional sind? – so kann die Soziologie von Aussen befragt werden. Diese beiden Stachel im Fleisch des Sinnbegriffs treiben die Selbstverständigungen und die Aussendarstellungen der Eberleschen Soziologie an, lassen sie produktiv und daueraktuell bleiben. Wir vermuten darüber hinaus, dass es die US-amerikanische, Garfinkel'sche, auf Routinen abstellende Note ist, die Thomas Eberles spezifische Position im ansonsten eher reflexionslastigen, oft grundlagen-philosophisch orientierten deutschsprachigen Umfeld der soziologischen Schütz-Rezeption auszeichnet. Und diese macht ihn zu einem immer wieder gern gefragten Gesprächs- und Diskussionspartner, der nicht nur den Austausch, sondern auch die kritische Debatte stets positiv und produktiv zu nutzen weiss (Eberle, 2007c, S. 218). Dies beweist nicht zuletzt die biographisch, thematisch wie auch disziplinär vielfältige Resonanz auf unseren Aufruf, einen Beitrag zu Thomas

1 Lesegesellschaften, Computerumgebungen, personale Dienstleistungen, Arbeitswelt, Zeitmanagement, Textproduktion, „dislocation policy“, Sekten, Aborigines, Pendler-Paare, Freiwilligenarbeit, Bäckereien, Bewusstseinsverluste, Universitätsstudium, Organisationsentwicklung, ...

Eberles Sinnanalysen und zur Würdigung seines Schaffens für die Soziologie sowie in ihren Dialogen zu leisten.

Unsere Autorinnen und Autoren sind den zuvor beschriebenen Linien der Eberleschen Sinnanalysen gefolgt, jede und jeder auf ihre und seine Weise, aber doch derart, das sowohl die Grundmotive als auch das von ihnen ausgeworfene Spektrum sichtbar werden. Die Zuordnung zu drei grösseren Themenbereichen gibt jeweilige Schwerpunkte der Texte wieder, ohne dass Querverbindungen zu anderen Themenbereichen ausgeschlossen wären. Unter „Theorie“ sind Abhandlungen zum Begriff des Sinns in der Architektur soziologischer Gegenstandsentwürfe zu erwarten. Die „Methodologie“ fragt schwerpunktmässig nach den Folgerungen der lebensweltlichen Sinnanalyse für die Möglichkeiten und Formen einer Verstehenden Soziologie als empirischer Wissenschaft. Der „Dialog“ überschreitet – last but not least – die fachwissenschaftliche Einheit und fragt dezidiert nach dem Sinn der sinnverstehenden Soziologie für anrainende Disziplinen, für verschiedene Praxisfelder und – wie es einem der subjektiven Perspektive verpflichteten Ansatz besonders nahe liegt – nach dem Sinn für die an den Sinnanalysen beteiligten und von ihnen betroffenen Personen.²

Die Abteilung „Theorie“ beginnt mit *Hubert Knoblauchs* Frage nach dem Verhältnis von Konstruktivität und Realitätsbezug der Erkenntnis – eine Frage, die sich aufdrängt, wenn man mit allen wissenssoziologischen und wissenschaftstheoretischen Bewegungen der vergangenen Jahrzehnte davon ausgehen muss, dass auch Wissenschaft im Allgemeinen und Wissenschaft vom Sozialen im Besonderen nicht nur sozial „beeinflusst“, sondern sozial konstituiert ist. Knoblauch stellt Thomas Eberles Arbeiten in die Reihe der Antworten auf die Frage, wie eine Soziologie möglich sei, die in jedem ihrer Schritte, auch in ihren Begründungen, Teil des Sozialen und somit, mit Ronald Hitzler gesprochen, ihrem Gegenstand unterworfen sei. Knoblauch arbeitet seinen Vorschlag der Triangulation ausgehend von den Missverständnissen aus, die er in der Rezeption und Einordnung des Sozialkonstruktivismus von Peter L. Berger und Thomas Luckmann am Werke sieht. Die phänomenologische Analyse der subjektiven Perspektive sei zu triangulieren sowohl mit einer Analyse soziohistorischer Bedingungen und Wandlungen als auch mit einer Analyse der „physikalisch-anthropologischen“ Bedingungen, die sich Einsichten der Gehirnphysiologie, des Behaviorismus und der Kulturökologie nicht verschliessen dürfe. In solch einer Triangulation können Konstruktivität und Realität als ein nicht-beliebiges Verhältnis begriffen werden.

2 Da unser Band in vielen Hinsichten auf einen interkulturellen schweizerisch-deutschen Dialog Bezug nimmt, sind beide Rechtschreibstandards vertreten.

Jo Reichertz und Silvia Marlene Wilz führen Thomas Eberles Auseinandersetzung mit dem diskurstheoretischen Anspruch, die Welt und ihre Bedeutung ohne menschliche Subjekte verstehen und erklären zu können weiter, indem sie diese Überlegungen auf die durch die Akteur-Netzwerk Theorie formulierte Herausforderung, nicht nur menschliche Akteure, sondern auch den Dingen Agency zuzuschreiben, anwenden. Mit Bezug auf den kommunikativen Konstruktivismus argumentieren sie, dass dies eine unzulässige Verkürzung darstelle, da die für die qualitative Sozialforschung relevante *Bedeutung* der Situation ausschliesslich durch die an der Kommunikation beteiligten Individuen, nicht aber durch die Dinge alleine zustande kommen könne. Alternativ schlagen sie eine Analyse der *Situation* vor, durch die der Analysefokus über den gesprochenen Gehalt hinaus es ermöglicht, auch die relevanten materiellen Elemente zu betrachten.

Sinnngrenzen und deren Überwindung beschäftigen *Bernt Schnettler* in seinem Beitrag, den er inhaltlich eng auf die empirischen Arbeiten von Thomas Eberle bezieht. Er stellt dabei die Frage nach dem Stellenwert, den die Untersuchungen von und zu Grenzerfahrungen für die Soziologie überhaupt haben können. Und er kommt zum Schluss, dass es vielfältige, sozial hochrelevante subjektive Erlebnisstrukturen gibt, deren Gehalte und Formen uns zwar interessieren würden, aber auf deren persönliche Erfahrung wir gerade nicht erpicht sind. Die verwendeten Beispiele sind mundanphänomenologische Studien von Thomas Eberle zur Bewältigung von Hirnblutungen und Demenz. In diesen Studien wird nachvollziehbar, wie sich die radikalen Veränderungen der Alltagserfahrung durch den Verlust der üblichen Bewusstseinsleistungen dem Einzelnen auferlegen und darstellen. Diese Erkenntnisse werden dann am Beispiel der Befremdungserfahrungen in der Begegnung mit der Kultur der Aborigines in Australien auf den Ethnographen übertragen. Und dabei taucht eine weitere Sinnngrenze auf, in der sich gar die Schütz'sche Annahme einer Reziprozität der Perspektiven aufzulösen droht. Schliesslich führt der theoretische Nachvollzug dieser vielfältigen Sinnngrenzen zur Möglichkeit eines verstehenden Nachvollzugs einer für Aussenstehende absurden Wirklichkeitskonstruktion. Es geht um den von Thomas Eberle untersuchten Exodus der Gemeinschaft Heaven's Gate. Dieser gemeinschaftlich begangene Suizid, der von den Mitgliedern als gemeinsame Abreise durch die Himmelspforte hin zu einer höheren Sphäre verstanden wurde, führt jedenfalls eindrücklich vor, wie stark religiöse Sinnwelten Alltagshandeln beeinflussen können und wie hochgradig bedeutsam soziologische Erkenntnisse zu solchen Phänomenen sind. Insgesamt kommt Schnettler aufgrund der Eberleschen Grenzerkundungen zum Schluss, dass sich Sinnngrenzen als Trennlinien des Verstehens bezeichnen lassen, an denen verschiedene Selbstverständlichkeiten (subjektive, kategoriale, gruppale usw.) relational aufeinander treffen. Wobei das Konzept der Sinnngrenze selber – so die Quintessenz – die Zerrbilder soziologischer

Analysen mittels übersozialisierter Handelnder in interpretativen Ansätzen und Theorien der rationalen Wahl zu überwinden hilft.

Niklas Woermann führt in seinem Beitrag Thomas Eberles Analyse der Schützchen Unterscheidung zwischen dem Wählen zwischen Gegenständen in Reichweite und dem Wählen zwischen Handlungsoptionen weiter. Indem er die Analyse um die Relevanz von intuitivem Handeln, implizitem Wissen und körperlichen Routinen erweitert und somit eine leibliche Dimension der situativen Sinnggebung mit einbezieht, zeigt er auf, dass Latours radikale Annahme der Handlungs- und Gestaltungsfähigkeit von Objekten, mit einer um die Garfinkelsche ethnomethodologische Perspektive erweiterten Sicht auf Handlung bzw. Entscheidung produktiv weitergedacht werden kann. Gerade der ethnomethodologische Blick zeigt nach Wörmann auf, dass die Gerichtetheit des Handelns nicht als exklusive Leistung des subjektiven Bewusstseins interpretiert werden muss, sondern als Eigenschaft der Situation, in der die Handlung eingebettet ist. Wörmann zeigt dezidiert auf, dass es mit einer solchen Lesart von Lebensweltanalyse möglich wird, Subjektivität zu denken, ohne sie jedoch absolut zu setzen.

Den Abschnitt „Methodologie“ einleitend, führt *Florian Elliker* anhand empirischen Fallstudienmaterials zur mikropolitischen Aushandlung von Gruppenklassifikations- und Hierarchiefragen in Wohnheimen einer südafrikanischen Universität die lebensweltlich interessante Frage nach der Relevanz von Affekten für die Konstitution von Sinn näher aus. Er übersetzt damit die bereits im phänomenologischen Denken von Alfred Schütz verankerte Analyse körperlich-leiblicher Wissensformen in konkrete empirische Analysepraxis. Zudem ist die Studie ein reichhaltiges Beispiel qualitativ-interpretativer Forschung und damit ein Anhaltspunkt für den Erfolg der politischen Bestrebungen Thomas Eberles, diese in der Schweizer Forschungslandschaft (und darüber hinaus) zur *normal science* zu machen.

Ulrike Froschauer und *Manfred Lueger* beschäftigen sich mit der Frage der Herstellung von Sinn in Organisationen in einer zeitlichen Perspektive. Ausgehend vom Befund, dass in Organisationen das Management von Zukünftigem immer eine wesentliche Komponente der gegenwärtigen sozialen Ordnung darstellt, beschäftigen sie sich damit, wie Zukunftsvorstellungen organisationaler Steuerung erzeugt werden. Diese als prospektive Sinngenerierung bezeichneten Vorgänge greifen ihrerseits aber immer auf vergangene Erfahrungen zurück und verbinden retro- und prospektive Sinngenerierung. Gegenwärtiger Sinn in Organisationen wird so als eine Art zeitliches Doppelkonstrukt vor dem Hintergrund von Erfahrung, Projektion und Interpretation von ablaufenden Handlungsmustern verstanden. Damit verdeutlichen die beiden die Bedeutung interpretativer Sozialforschung für die Erschliessung des Verständnisses von Organisationen.

Ronald Hitzler rekonstruiert detailliert und pointiert zugleich seine inzwischen mehr als 30-jährige Diskussion mit Thomas Eberle, deren Kern er in der epistemologischen Stellung der Schützischen Lebensweltanalyse für die Soziologie als empirischer Wissenschaft lokalisiert. Unabdingbar sei für eine Verstehende Soziologie nach Schütz, das Verstehen des Verstehens zu problematisieren und diese Problematik in jeder Forschung und Ergebnisdarstellung reflexiv mitzuführen und zu artikulieren. In Thomas Eberles Arbeiten und Wirken sei dieses Anliegen so konsequent und permanent repräsentiert wie bei kaum einem zweiten Autor. Die Relevanz der (weitgehend von ihm geteilten) Programmatik zeichnet Hitzler anhand zahlreicher Debatten und Positionierungen innerhalb und an den Grenzen des interpretativen Paradigmas nach, die in der (jüngeren) Vergangenheit vornehmlich auf methodologischen, inzwischen aber vermehrt auch auf theoretischen Feldern ausgefochten werden.

Ausgehend vom Befund einer weitgehenden Diffusion soziologischen Wissens in die Gesellschaft hinein stellen *Angelika Pofel* und *Reiner Keller* die Frage nach den Arten und Weisen, in denen soziologische Erkenntnis- und Sinnproduktion erfolgt. Für die Soziologie selber ist der Befund einer Soziologisierung von Wissenschaft und Gesellschaft durchaus ambivalent. Er kann der Disziplin schmeicheln. Aber andererseits verweist er auch auf eine Schwächung gegenüber einer Gesellschaft, die von der Soziologie vermeintlich nichts mehr Neues erfahren kann. Dies insbesondere im Vergleich mit den Disziplinen und Transdisziplinen, die entweder einen auf exklusive Expertise angewiesenen Gegenstand vorweisen (anstelle ‚bloss‘ Gesellschaft), oder sich gesellschaftsanalytisch betätigen, ohne deswegen Soziologie betreiben zu wollen. Plädiert wird für ein Verständnis von Soziologie, das – im zunehmend schwieriger werdenden Verhältnis von Nähe und Distanz zum Gegenstand – der experimentellen Erfahrung und der Eröffnung neuer Denk- und Handlungshorizonte gleichermassen Bedeutung einräumt.

Norbert Schröer greift die schwierige Debatte um die methodologischen Adäquanzbegriffe und -postulate auf, die Alfred Schütz in konstruktiv-kritischer Auseinandersetzung mit Max Weber und hernach Thomas Eberle in konstruktiv-kritischer Auseinandersetzung mit Alfred Schütz geführt hatte. Er legt dem Adäquanzkriterium, wonach die subjektiven Perspektiven, die Orientierungswerte und die Motivleistungen für die Handelnden die ersten und letzten Bezugspunkte jeder sozialwissenschaftlichen Kategorien- und Modellbildung zu sein hätten, einen besonderen Prüfstein vor: den Versuch, fremdkulturelles Handeln sinnadäquat zu erfassen und an eine sozialstrukturelle Analyse anzuschliessen. Schröer schildert an verschiedenen Fällen die Probleme, dies methodisch kontrolliert zu leisten — und stellt die Frage, ob die Schwierigkeiten nicht dazu führen müssten, die Forderungen nach Sinnadäquanz zumindest für Forschungen des interkulturellen Typs

ganz aufzugeben. Doch Schröer bietet — unter dem Titel der „Als-ob-Adäquanz“ — einen Verfahrensweg an, der auch unter solchen Sonderbedingungen den Kriterien der Adäquanz Genüge leisten könne. Man müsse fremdkulturell sozialisierte Co-Interpreten hinzuziehen und den Dialog mit ihnen ihrerseits methodisch kontrolliert auswerten. Zu interpretieren seien Prozesse der „Anverwandlung“ bis hin zu einer „Anverwandlung dritter Ordnung“, die gültige Interpretationen zu leisten beanspruchen dürfe. Dabei bleibe eine grundlegende Spannung zwischen der zu rekonstruierenden Perspektivität und der Dialogizität der Rekonstruktionsprozesse bestehen — eine Spannung, die eigentlich, so Schröer abschliessend, „alle handlungstheoretischen Untersuchungen der sozialen Wirklichkeit“ kennzeichne.

Dass Fragen nach der Konstruktion und Konstitution sozialer Gefüge das Kerngeschäft der Soziologie ausmachen, legt *Franz Schultheis* in seinem Beitrag dar. Und dass damit eine merkwürdige Positionierung des Soziologen in seiner Gesellschaft selber einhergeht, wird unmittelbar einsichtig, wenn er dabei Glauben und eben nicht Fragen als Konstituens der Gesellschaft erkennt und benennt. Mit dieser Einsicht gerüstet, beschäftigt sich Schultheis dann austauschtheoretisch mit Geschenken und ihren Verpflichtungen. Er gelangt auch hier wohlbegründet zur Einsicht, dass genaues Fragen eine gefährliche, ja gar destruktive Aufklärung von bewährten, aber archaischen Mustern bewirken kann. Am Beispiel der Studien zur Ökonomie der Kunst schliesslich spitzen sich das Fragen und die soziologische Aufklärung dann dergestalt zu, dass im vermeintlich Modernen eines globalisierten Kunstmarktes das ganz und gar Archaische enthalten ist. Dessen Aufdeckung ist zumindest soziologisch reizvoll und erlaubt es dann auch festhalten, dass wir nie modern gewesen sind, wie ein anderer bekannter Sozialtheoretiker es andernorts formuliert hat.

Emil Walter-Busch überprüft, weit in ihre Grundlegungsgeschichte ausgreifend, den Anspruch der qualitativen Sozialforschung an die lebensweltliche Adäquanz ihrer Ergebnisse — ein Anspruch, der von Alfred Schütz formuliert und von Thomas Eberle weiter ausgearbeitet und verschärft wurde. In Parallelisierungen mit ähnlichen Wissenschaftsentwürfen (Kant, Husserl, Adorno) und anhand einiger Falldarstellungen qualitativen Forschens (insbesondere aus dem Feld der objektiven Hermeneutik), gelangt Walter-Busch zu einer sehr kritischen Bilanz. Gerade die Komplifikationen der qualitativen Verfahren *entfernten* die Forschung von ihrem angestrebten Gegenstand, der Lebenswelt, statt ihre Bedeutungsfülle für die Suche nach Erkenntnis zu bergen. Forschungen, die sich auf derart technisierte Methoden stützten, verrieten mehr über die Komplifikationen ihrer Hintergrundtheorien und über sonstige Usancen des Wissenschaftsbetriebs als über die Wirklichkeit der Lebenswelt. Das schon von Adorno postulierte Dilemma zwischen der Zuverlässigkeit der Arbeit mit Fakten einerseits und der Tiefe der Einsichten andererseits

habe, so Walter-Busch, auch durch jene qualitativen Methoden nichts an Gültigkeit verloren, die sich selbst als Einlösung der von Adorno und auch Schütz formulierten Ansprüche verstehen. Walter-Busch empfiehlt (und exemplifiziert) der qualitativen Sozialforschung, sich vermehrt und ernsthafter als bislang geschehen der anspruchsvollen fiktionalen Literatur zuzuwenden. Sie vermöge es, der Gewitztheit des Common Sense Ausdruck zu verleihen — und ihre Analyse führe zu Einsichten sowohl in die Wirklichkeit der Lebenswelt als auch in die Grenzen und Chancen des qualitativen Forschens selbst.

Im „Dialog“ reflektieren zunächst *Timon Beyes* und *Chris Steyaert* ihre gemeinsam bei mehreren Durchführungen des Seminars „Cities and Creativity“ an der Universität St. Gallen gemachten Erfahrungen. Das Seminarkonzept ermöglicht es Studierenden, durch „quasi-ethnographische“ Übungen und Studien Affekte und Kreativität im städtischen Raum mittels nicht-repräsentationaler Methoden zu erfahren. Unter Bezugnahme auf Thomas Eberles ethnomethodologische und ethnographische Forschungstradition arbeiten sie eine „Pädagogik des affiziert werdens“ aus, mit der sie auch Thomas Eberles langjähriges Engagement für innovative Lehr-Lernmethoden und die Entwicklung von „Reflexionskompetenz“ im Rahmen des St. Galler Kontextstudiums wertschätzen.

In vier Gedankenbögen setzt sich *Peter Gross* mit der grossen Frage des Lebenssinns im Alter auseinander. Ausgehend von der Beschreibung der Verschiebung der möglichen Verwandtschaft in einer Altersgesellschaft – wenige Geschwister und Cousinen, dafür mehrere Elterngenerationen – wird die Frage nach dem Nährboden der Religion in einer Gesellschaft gestellt, in der ein hohes Alter für viele erreichbar ist. Der Tod wird hier von einem ehemaligen Schrecken eher zu etwas Ersehntem, wenn die Kräfte allzu lange und langsam nachlassen. Und in einer solchen Situation der allgemeinen Langlebigkeit braucht es dann auch kaum mehr biblische Erzählungen des Trostes für die wenigen frühzeitig Verstorbenen. Die zeitlichen Parameter des „Hier und Jetzt“ versus eines imaginären Jenseits verschieben sich jedenfalls zugunsten eines zu gestaltenden Diesseits. Allerdings bleibt das Leben trotzdem ein zeitbezogenes Projekt, in dem Hektik und lange Dauer bestimmend sind. Wenn auch nicht gleichzeitig, so doch infolge des grandiosen Zugewinns an Lebenszeit in der modernen Altersgesellschaft zumindest hintereinander. Was dann die Einzelnen jeweils aus der verlängerten Zeit der Ruhe zu gewinnen vermögen, ist im Idealfall das beschauliche Zusammensein.

Mit *Sabine Hoidns* Beitrag wenden wir uns nochmals der Ausbildung zu. Sie führt ein Verständnis von Sinnhaftigkeit in der Hochschulbildung aus, das als humanistische Bildungsvision im Bologna-Prozess mitangelegt wurde, jedoch in der Umsetzung wie auch in aktuellen Debatten um Hochschulreformen in Vergessenheit geraten zu sein scheint. Am Beispiel der an der Universität St. Gal-

len eingeführten und von Thomas Eberle massgeblich mitentwickelten wie auch mitgestalteten Elemente des „Kontextstudiums“ und des „Coachingprogramms“ zeigt Hoidn auf, wie der Gedanke, durch ein Studium auch Persönlichkeitsbildung zu betreiben, konsequent wie innovativ umgesetzt werden kann. Als zentral beschreibt sie das in einer sozial-konstruktivistischen Didaktik massgebliche Menschenbild aktiver, sich mit ihrer Umwelt auseinander setzender sowie ihr Lernen selbst organisierender Studenten und Studentinnen, sowie Lehrender, die weniger Informationen bereitstellen als soziale Lernprozesse gestalten und Studierenden begleitend zur Seite stehen.

Anhand autoethnographischer und autobiographischer Materialien zu deutsch-schweizerischen, deutsch-amerikanischen und deutsch-österreichischen Kulturkontakten untersucht *Michaela Pfadenhauer* den Zusammenhang von Sprache, Kritikstilen und Missverstehen im akademischen Milieu. Dabei gelangt sie zu dem ernüchternden Schluss, dass selbst eine hochgetriebene Sensibilisierung für die sprachlichen und parasprachlichen Feinheiten des Sprechens keineswegs die Vermeidung von Missverständnissen garantiert. Sie kann sogar kontraproduktive Effekte zeitigen und Missverständnisse forcieren. Sprachsensibilisierung kann bestenfalls die Überraschbarkeit durch Missverständnisse steigern. Im Seitenblick auf aktuelle Theorieentwicklungen in der Soziologie folgert Pfadenhauer, dass bei allen berechtigten Betonungen der Wirkungen von Kommunikation die Frage des Verstehens nicht aus dem Blick geraten dürfe.

Niklaus Reichle beschäftigt sich mit Fragen von analoger Fotografie in einer digitalen Zeit. Wie kommt es, so seine Ausgangsfrage, dass in einer Gesellschaft, die auf der technischen Ebene der fotografischen Bildproduktion fast vollständig im digitalen Modus operiert, es nach wie vor Fotografen gibt, die mit analogen Kameras und mit fotochemischen Bildentwicklungsverfahren arbeiten? Seine Beschreibungen und Analysen münden in eine Verknüpfung von distinktionstheoretischen und phänomenologischen Überlegungen und machen darauf aufmerksam, dass trotz strukturell-technischer Homologie zwischen den beiden Fotografietypen, die sozialen Unterschiede für den Technologieeinsatz bestimmend bleiben.

Johannes Rüegg-Stürm stellt die Sinnfrage in Bezug auf Management als reflexiver Gestaltungspraxis, wie sie in der vierten Generation des St. Galler Management-Modells im Sinne eines komplexen Organisations- und Managementverständnisses integriert worden ist. Indem eine Organisation als fortlaufender Prozess des Organisierens verstanden wird, rückt die von Thomas Eberle unermüdlich in die St. Galler Managementforschung hineingetragene Frage nach der Sinnkonstitution in den Mittelpunkt des Interesses. In seinem Beitrag zeigt Rüegg-Stürm dezidiert auf, wie das von der traditionellen Betriebswirtschaftslehre als unhinterfragt gegeben

gesetzte „Funktionieren“ einer Organisation konzeptionell gefasst und in das St. Galler Managementmodell integriert werden konnte.

Sonja Sackmann zeichnet in ihrem Beitrag nach, wie das interpretative Paradigma der Sozialwissenschaften und seine Frage nach Sinnkonstruktionen vermittelt über die Psychologie Eingang in die Organisationstheorien und -lehren des späten 20. Jahrhunderts fanden. Die anhaltende Randständigkeit sinnreflektierender Forschungsunternehmen in diesem Feld sei vornehmlich auf die Sonderbedingungen akademischen Karrierehandelns zurückzuführen, die an Präzision und Standards orientiertes Arbeiten stärker belohnten als das kontextsensitive Vorgehen sinnrekonstruktiver, gar hermeneutischer Verfahren. Jedoch könne man an zahlreichen Beispielen zeigen, wie relevant Sinn und Kontext für das Verständnis von Interaktionsproblemen in organisationalen Kontexten seien — eine Relevanz, die Thomas Eberle in zahlreichen Arbeiten, in seinem organisationalen Wirken sowie in persönlichen Konversationen nachhaltig repräsentiert.

Als Herausgebende dieser Festschrift freuen wir uns, an dieser Stelle solch eine im Dialog mit Thomas Eberles Wirken und Werk entstandene Vielfalt vorlegen zu können. Allumfassende oder gar letztgültige Antworten zu den Sinnfragen der Soziologie sind nicht gegeben und glücklicherweise auch gar nicht zu erwarten. Dass es sich dennoch lohnt und weiterhin lohnen wird, den Fragen nach Sinn und Verstehen in den Sozialwissenschaften umsichtig nachzugehen, wissen unser Jubilar und die ihm verbundenen Autorinnen und Autoren. Den Leserinnen und Lesern und ganz besonders natürlich Thomas Eberle wünschen wir inspirierende, rückblickende und sinnhafte Lesestunden.

Literatur

- Bergmann, Max & Eberle, Thomas S. (eds.). (2004). *Qualitative Inquiry. Research, Archiving, and Re-use*. Bern: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften.
- Bergman, Manfred M., Eberle, Thomas S., Flick, Uwe, et al. (2010). *Manifest zur Bedeutung, Qualitätsbeurteilung und Lehre der Methoden qualitativer Sozialforschung*. Bern: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften.
- Eberle, Thomas S. (1984). *Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft. Der Beitrag der Phänomenologie an die Methodologie der Sozialwissenschaften*. Bern, Stuttgart: Haupt.
- Eberle, Thomas S. (1988). Die deskriptive Analyse der Ökonomie durch Alfred Schütz. In Elisabeth List & Ilja Srubar (Hrsg.), *Alfred Schütz. Neue Beiträge zur Rezeption seines Werkes, Studien zur Österreichischen Philosophie* (S. 69–120). Amsterdam: Rodopi.
- Eberle, Thomas S. (1993). Social Psychology and the Sociology of Knowledge." *Revista de Psicologia Social* 1, (8) 5–13.

- Eberle, Thomas S. (2000). *Lebensweltanalyse und Handlungstheorie. Beiträge zur verstehenden Soziologie*. Konstanz: UVK.
- Eberle, Thomas S. (2005). Professionalität Im Milizsystem: Management- und Führungsaufgaben in einer wissenschaftlichen Gesellschaft. In Thomas S. Eberle (Hrsg.), *50 Jahre Schweizerische Gesellschaft für Soziologie / 50 ans société suisse de sociologie* (S. 116–131). Zürich: Seismo.
- Eberle, Thomas S. (2007a). Auf den Spuren von Emil Walter-Busch: Transdisziplinäre Studien zur Sozial- und Formengeschichte der Organisationsforschung. In Thomas S. Eberle, Sabine Hoidn & Katarina Sikavica (Hrsg.), *Fokus Organisation: Sozialwissenschaftliche Perspektiven und Analysen* (S. 23–39). Konstanz: UVK.
- Eberle, Thomas S. (2007b). Der Sonderfall Schweiz aus soziologischer Perspektive. In Thomas S. Eberle & Kurt Imhof (Hrsg.), *Sonderfall Schweiz* (S. 7–22). Zürich: Seismo.
- Eberle, Thomas S. (2007c). Die Crux der Überprüfbarkeit sozioempirischer Forschung. Forschungspragmatik vs. elaborierte Gütestandards. In *Erwägen Wissen Ethik* 18, (2) 217–220.
- Eberle, Thomas S. (2010) Der Schweizer als Sinnbastler. In Anne Honer, Michael Meuser & Michaela Pfadenhauer (Hrsg.), *Fragile Sozialität: Inszenierungen, Sinnwelten, Existenzbastler* (S. 159–177). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Garfinkel, H. (1967). *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Schütz, Alfred (2010). Zur Methodologie der Sozialwissenschaften. Alfred Schütz Werk- ausgabe IV. (hrsg. v. Thomas S. Eberle, Jochen Dreher & Gerd Sebald, u.M.v. Michael Walter). Konstanz: UVK.
- Wacquant, Loic. (2005). Nothing Beyond Its Reach. *The Chronicle of Higher Education* 51, (49) B14.

Theorie

Soziologie als reflexive Wissenschaft

Relativismus, Sozialkonstruktivismus und die Triangulation

Hubert Knoblauch

1 Einleitung

Auch wenn man bezweifeln mag, ob denn die Soziologie die komplexeste und damit am weitesten entwickelte aller Wissenschaften ist, so ist sie doch sicherlich eine der merkwürdigsten Wissenschaften. Wer sie nämlich nicht naiv betreibt, bemerkt bald, dass sie zum Gegenstand hat, was sie selber macht. Oder, um mit Schütz zu reden: Sie bildet Konstrukte aus den Konstrukten der Leute. Wie aber kann sie das tun? Wie ist eine Wissenschaft vom Sozialen möglich, die einräumt, dass sie selber ein soziales Unterfangen ist? Kann sie sich, dem berühmten Münchhausen gleich, mit dem eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen? Diese Fragen standen auch im Mittelpunkt der Arbeiten von Thomas Eberle. Von Anfang an (Eberle 1984) bis zu seiner späteren Arbeiten (Eberle 2012) geht er diese Fragen an. Die Phänomenologie bietet ihm dabei die Möglichkeit der Begründung, denn sie „setzt die sinnhafte Vorkonstituiertheit der sozialen Welt in Rechnung“ (Eberle 2000, S. 46). Diese phänomenologisch orientierte Soziologie ist angetreten mit einem Programm, dass die Sozialität des Wissens behauptet. Sie hat allerdings sich selbst ausgenommen und in einem absolutistischen Erkenntnisprogramm verortet; dieses Erkenntnisprogramm ist in die Krise geraten. Deswegen verbindet Eberle sie mit der Ethnomethodologie, denn diese betont, dass „jede sozialwissenschaftliche Konstruktion (...) reflexiv ans Vorverständnis der Untersuchten gebunden“ bleibt (Eberle 1984, S. 503). Gerade in ihrer so erfolgreichen Anwendung auf die Wissenschaft selbst hat gerade die Ethnomethodologie zur Relativierung der Wissenschaft beigetragen, und zwar der Soziologie. Wenn wir als Soziologie unserem Gegenstand, wie Hitzler sagt, unterworfen sind¹, dann stellt sich die Frage, wie wir in der Soziologie überhaupt wissen-

1 Aufgrund der Kürze des Beitrages werden einige Namensverweise nicht mit Literaturreferenzen ausgewiesen.

schaftliche Erkenntnisse machen können. Ja, angesichts der Kritik, Wissenschaft sei perspektivisch, westlich, männlich und Mittelklasse-dominiert, stellt sich die Frage, ob damit jede wissenschaftliche Erkenntnis nicht selbst politisch bedenklich ist. Ich möchte diese Fragen hier zunächst unter dem Titel des Relativismus angehen. Da der Relativismus häufig mit einem missverstandenen Sozialkonstruktivismus verbunden wird, soll darauf das Missverständnis des sozialkonstruktivistischen Relativismus ausgeräumt werden. Im letzten Teil möchte ich entschieden für eine wissenschaftliche Soziologie plädieren. Ihre Begründung, so möchte ich weiter zeigen, liegt in dem, was ich als Triangulation bezeichnen möchte. Schließlich möchte ich deutlich machen, dass sie sich der besonderen Reflexivität verdankt, durch die auch die Soziologie erst Sinn macht.

2 Relativismus und Realismus

In seiner Kritik an der Möglichkeit einer Unterscheidung zwischen Alltag und Wissenschaft, wie sie von Schütz vorgeschlagen wurde, hob schon der frühe Garfinkel hervor, dass sich Wissenschaft nicht generell von den alltäglichen Formen des Wissens und des Handelns unterscheidet. Dieser Zweifel an den epistemologischen Sonderansprüchen der Wissenschaft richtete sich bei Garfinkel (1967) noch zuerst gegen die Soziologie. Bekanntlich betonte Garfinkel, dass die untersuchten Handelnden selbst „Alltagssoziologen“ seien, deren (Ethno-)„Methodik“ sich nicht grundsätzlich von den Methoden der Wissenschaften unterscheidet. Diese radikale Weigerung der Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Alltag war bekanntlich enorm erfolgreich: Mit Garfinkels Programm der „Studies of Work“ entstanden interaktionistisch und zunächst entschieden ethnomethodologisch orientierte Untersuchungen vor allem der Naturwissenschaften, in denen die „alltägliche Logik“ bzw. die „Praxis“ der Wissenschaft rekonstruiert wurde. So zählen die Pioniere der Laborstudien, wie etwa Karin Knorr, (der frühe) Bruno Latour oder Michael Lynch zu den Vertretern einer ethnomethodologischen Position. Schon sehr früh wurde dieser Forschung zum Vorwurf gemacht, Natur zu sehr auf Praxis zu reduzieren und damit die Naturwissenschaft auf eine soziologistische Weise zu relativieren (Hitzler und Honer 1989).

Diese Relativierung der Wissenschaft durch die empirische Forschung wurde interessanterweise begleitet von einer wissenschaftstheoretischen Parallelaktion. Auslöser waren sicherlich die Arbeiten von Kuhn (1967) zu wissenschaftlichen Revolutionen. Anhand historischer Studien wandte sich Kuhn gegen die Annahme des damals dominierenden kritischen Rationalismus, dass es einen linearen

Fortschritt des Wissens in der Wissenschaft gebe. Wissen, so wandte er ein, werde keineswegs immer weiter akkumuliert; vielmehr gebe es regelrechte Umwälzungen, in denen große Bestände von Wissen entwertet bzw. durch neue ersetzt werden. Weil diese Umwälzungen in der Form des „Kreislaufs der Eliten“ durch die Ersetzung, Abwertung oder Umorientierung von Akteuren geschehe, erklärte Kuhn diesen Prozess durch ein an die Wissenssoziologie angelehntes Theorem des Paradigmas: Die „Denkstile“ zusammen mit den sie tragenden „Denkkollektiven“, die ein Paradigma bilden, sind die treibenden Kräfte der wissenschaftlichen Entwicklung. In der Folge breitete sich in der Wissenschaftstheorie zunehmend ein Relativismus aus, der mit der anarchistischen Wissenschaftstheorie zweifellos seinen Höhepunkt erreichte. Für die Philosophie wurde dieser Relativismus von Rorty prägnant formuliert. Die verschiedenen Versuche der Wissenschaft, Wirklichkeit, und zwar auch und gerade die soziale Wirklichkeit zu erfassen, sind im Wesentlichen nichts als Versuche, „bestimmte zeitgenössische Sprachspiele, Sozialpraktiken oder Selbstauffassungen zu verewigen“ (Rorty 2003, S. 20). Im Grunde sei das, was wir als Wirklichkeit erkennen, nur eine Folge unserer eigenen Handlungen, die, ebenso wie wir selbst, jeweils historisch und sozial relativ uns wesentlich kontingent seien. Weil ein inkontingenter Standort unmöglich sei, legt er eine ironische Position nahe, „die der Tatsache ins Gesicht sieht, dass ihre zentralen Überzeugungen und Bedürfnisse kontingent sind“ (Rorty 1997, S. 14)

Gegen diese relativistische Position wendet sich in der Philosophie eine Richtung, die man mittlerweile als „neuen Realismus“ bezeichnet.² Dieser neue Realismus widerspricht vor allem der Annahme, alle Erkenntnis sei im Wesentlichen relativ. Ziel der Angriffe des neuen Realismus ist allerdings weniger die pragmatisch ausgerichtete Erkenntnistheorie Rortys; vielmehr wendet sich der neue Realismus entschieden gegen die „Postmoderne“ und darin inbegriffen das, was er als Konstruktivismus (und als eine seiner Spielarten als Sozialkonstruktivismus) bezeichnet. Der Konstruktivismus betrachte Wahrheit als Illusion und Wirklichkeit als „reine Konstruktion“. Der Realismus setzt dagegen eine neue Ontologie, die von einer vorgegebenen Wirklichkeit und ihrer Erkennbarkeit ausgeht.

Diese Diskussion beschränkt sich jedoch weitgehend auf die Philosophie und auf die Erkenntnistheorie. Dies gilt sowohl für die Kritik am postmodernen Relativismus wie auch am neuen Realismus. Auf das Problem des Relativismus möchte ich unten eingehen. Dagegen kann man die Einwände gegen den neuen Realismus kurz fassen: Ihm wird vorgeworfen, er vertrete einen naiven „Tatsachenrealismus“ und ignoriere weithin bekannte Positionen, wie den Sozialkonstruktivismus von Berger und Luckmann (Seel 2014). Von soziologischer Seite muss man zudem

2 Ferraris' *Manifest des neuen Realismus* (2014).

beanstanden, dass der Realismus weitgehend einem Modell der Erkenntnis folgt, das die wissenssoziologische und sozialkonstruktivistische These der Sozialität von Erkenntnis und Wissen (Knoblauch 2014) nicht zur Kenntnis nimmt, obwohl sie mittlerweile als „social epistemology“ auch innerhalb der philosophischen Erkenntnistheorie entdeckt wird.

3 Konstruktivismus, „Sozialkonstruktivismus“ und Sozialkonstruktivismus

In der Tat beschränkt sich diese Debatte keineswegs auf die Philosophie. Vielmehr wird die Debatte zwischen Realismus und Relativismus in einer besonderen Weise auch in der Soziologie geführt, und zwar ausdrücklich mit Bezug auf den Sozialkonstruktivismus. Beispielhaft für diese Debatte ist sicherlich Latour, der für seinen Beitrag zur Entwicklung der Actor-Network-Theorie (ANT) große Bekanntheit erlangt hat. Bezeichnenderweise entwickelte sich seine Position aus der Ethnomethodologie, der er auch in seiner sozialtheoretischen Arbeit (Latour 2010) eine Vernachlässigung der materiellen Aspekte des sozialen Handelns vorwirft. Während er seine im Rahmen der ANT entwickelte Position als „Realismus“ bezeichnet, wendet er sich in seiner Kritik weniger gegen die Ethnomethodologie als vielmehr gegen den Konstruktivismus oder, häufig synonym gebraucht, den Sozialkonstruktivismus, dem er Relativismus vorwirft. Gegen den (Sozial-) Konstruktivismus wirft er die Frage auf: Wie kann das, was „konstruiert“ wird, zu einer empirischen Tatsache, zu einem realen Ding werden? Diese Frage könne der „Konstruktivismus“ nicht beantworten, habe er doch keinen Begriff für „Dinge“. Dieser Mangel habe eine Art von Fetischismus zur Folge habe, nämlich den „factish gods“. „Social constructivism“ sei deswegen, wie er es polemisch formuliert, „the poor man’s creationism“ (2010, S. 64).

So eingängig die Opposition zwischen „relativistischem“ Sozialkonstruktivismus und „Realismus“ auf den ersten Blick erscheint, so ist schon die Bezeichnung selbst irritierend. Denn Latour identifiziert den Sozialkonstruktivismus mit Autoren wie Kuhn, die diese Bezeichnung m. W. nie für ihre eigene Theorie verwendet haben. Dagegen erwähnt er mit keinem Wort die Arbeit, auf die die Bezeichnung Sozialkonstruktivismus zurückgeht (Hacking 1999) und die als eines der am meisten verbreiteten und breitesten rezipierten soziologischen Bücher der Welt durchaus als bekannt vorausgesetzt werden sollte: „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ (Berger und Luckmann 1969), deren englischer Titel von 1966 ja „The Social Construction of Reality“ lautet.

Einen deutlichen Hinweis darauf, dass nicht nur das Wort missverstanden wurde, geben Berger und Luckmann selbst. Gegen die häufige Verwechslung von Sozialkonstruktivismus mit einem radikalen Konstruktivismus wenden sie immer wieder ein, was auch ihr Buch zeigt: dass Wirklichkeit nicht nur sozial konstruiert wird, sondern als konstruierte auch eine (gesellschaftlich) objektive Tatsache darstellt. Soziale Konstruktion bedeute keineswegs, dass es keine Tatsachen gebe, vielmehr existiere eine „robuste Wirklichkeit jenseits unserer Wünsche“ (Berger 2011, S. 95, Übers. HK). Daneben wenden sie sich mit der Betonung des Materiellen auch gegen eine idealistisch missverstandene Vorstellung der gesellschaftlichen Konstruktion. Deswegen ziehen beide es vor, Materialisten genannt zu werden, denn als „Konstruktivisten“ missverstanden zu werden.

Dieses Missverständnis macht deutlich, dass man grundlegend zwei Arten von Konstruktivismus unterscheiden sollte. Der Begriff der Konstruktion tritt spätestens mit Piagets Buch *‘La construction du réel chez l’enfant’* in 1937 in den Sozialwissenschaften auf. In der Tat bildet die Psychologie einen bedeutenden Kontext für die Entstehung des „Konstruktivismus“. Piaget verbindet ihn mit dem Gedanken, dass das Individuum und seine Kognitionen die zentrale Quelle für die Erschaffung der (erkennbaren) Wirklichkeit ist – eine Vorstellung, die noch den radikalen Konstruktivismus prägt (der ab 1970 entwickelt wird und in den 1980er Jahren so genannt wird). Der Begriff der sozialen Konstruktion dagegen tritt, soweit meine Recherchen gediehen sind, erstmals mit Berger und Luckmanns Buch auf. Es bietet auch die Quelle für die Bezeichnung „Sozialkonstruktivismus“. Wie Hacking (1999) bemerkt, breitet sich die Rede vom Sozialkonstruktivismus nicht nur inflationär aus. Wie wir gesehen haben, ist auch der inhaltliche Bezug auf das Buch häufig missverständlich, so dass es bei Außenstehenden (wie Latour) zu Verwechslungen zwischen dem Konstruktivismus und dem Sozialkonstruktivismus kommt. Dies trifft nicht auf den sogenannten Sozialkonstruktivismus zu, der von Gergen Mitte der 1980er begründet wurde. Dieser lehnt sich zwar an Berger und Luckmann an, zeichnet sich aber vor allem durch den Einbezug der Theorien von Foucault aus. Deswegen erscheinen Subjekte oder Handelnde in dieser Theorie als Effekte von Diskursen, die ohne Bezug auf Intentionalität und Bewusstsein verstanden werden können. Im Unterschied dazu betonen Berger und Luckmann bekanntlich ja nicht nur die konstitutive Bedeutung des subjektiven Bewusstseins; im Unterschied zum *Konstruktivismus* betont dieser *Sozialkonstruktivismus*, dass die Konstruktion der Wirklichkeit aus dem handelnden Zusammenspiel verschiedener Subjekte erfolgt. (Weil sie aber davon ausgehen, dass dieser sozialen Konstruktion die (sozusagen monologische) Konstitution des Bewusstseins vorausgeht, wird ihr Ansatz auch, wie etwa bei Luhmann, als „halber Sozialkonstruktivismus“ bezeichnet.)

4 Vom Universalismus zur Relativität der sozialen Konstruktion oder: Transformationen der Lebenswelt

Berger und Luckmanns „halber“ Konstruktivismus streitet keineswegs ab, dass Handelnde die Wirklichkeit im sozialen Handeln konstruieren. Zugleich aber betonen sie, dass dieser Konstruktionsprozess immer im Rahmen einer schon konstruierten Wirklichkeit stattfindet. Luckmann spricht deswegen von einem „soziohistorischen Apriori“: Wir befinden uns immer in einer soziohistorischen Wirklichkeit, die unser Handeln und damit auch unser Denken prägt. Gerade diese soziale Konstruktion führt deswegen zurück zur Frage des Relativismus, denn sie bezieht sich keineswegs nur auf das Denken der alltäglich Handelnden. Es stellt sich also die Frage, wie die Sozialwissenschaft das Soziale beobachten kann, wenn sie selbst Teil des Gegenstandes ist.

Gerade der Sozialkonstruktivismus zeichnet sich dadurch aus, dass er sich sehr entschieden um Antworten auf diese Fragen bemüht. Bekanntlich hatte schon Schütz in Husserls Phänomenologie die Möglichkeit eines archimedischen Punktes gesucht, von dem aus das Soziale beobachtet werden konnte. Zunächst wurde dieser im Bewusstsein des (Phänomenologie treibenden) Ego gefunden. Dessen Prozesse sollten als Ausgangspunkt dienen, um die Konstitution des Sozialen rekonstruieren zu können. Schütz zweifelte jedoch schon bald an der Möglichkeit, das Soziale aus dem Ego abzuleiten, und wandte sich einem anderen phänomenologischen Konzept zu: Die Lebenswelt als Welt unserer Erfahrung bildet für ihn den gemeinsamen Hintergrund für alles, was man als soziale Wirklichkeit bezeichnen kann. Auf der Grundlage dieser Überzeugung hatte Schütz das große Projekt einer Analyse der Strukturen der Lebenswelt begonnen. Nach seinem Tod wurde dieses Projekt von Luckmann weitergeführt. Luckmann sah die „Strukturen der Lebenswelt“ als eine „mathesis universalis“ an, eine Grundstruktur, die für alle menschlichen Handlungen zutrifft. Die phänomenologischen Analysen boten in seinen Augen eine Art begriffliches Raster, auf deren Grundlage die verschiedenen Wissenschaften vom Menschen arbeiten konnten. Wie Schütz bezog er dabei auch die philosophische Anthropologie mit ein: Die grundlegenden Strukturen der Lebenswelt sind in der „*Conditio humana*“ verankert, sie sind Merkmale der menschlichen Lebensführung generell. Vor diesem Hintergrund überrascht es auch nicht, dass Berger und Luckmann schon in der gesellschaftlichen Konstruktion die Ausbildung der Institutionen und mithin die „Objektivität“ der gesellschaftlichen Wirklichkeit anthropologisch begründeten: Nicht nur bildet der Körper die Grundlage der Objektivität; es sind die (zumeist negativ bestimmten) Eigenschaften der menschlichen Daseinsweise („Weltoffenheit“, „Instinktarmut“ etc.), die den Bezugspunkt der Konstruktion darstellen.

Dieses universalistische Begründungsprogramm war durchaus kompatibel mit anderen Programmen: Neben Überschneidungen mit einem (allerdings zumeist überzogenen) Behaviorismus (der die biologischen Bestimmungen menschlichen Verhaltens abstecken sollte) gab es auch in der Sozialanthropologie universal vergleichende Projekte (etwa das „Human Area File“) – von der Frage der sprachlichen Universalien ganz zu schweigen.

Diese phänomenologisch-anthropologischen Bezüge waren es, die Luhmann als Halbheit der Konstruktion ansah, und sie waren es auch, die zunehmend in Zweifel gezogen wurden. Vermutlich wegen seiner scharfen Abgrenzung der menschlichen Lebensform erwies sich zum einen das Programm der philosophischen Anthropologie international als nicht durchsetzungsfähig. Auch das Projekt einer Erforschung sprachlicher Universalien verlor zusehends an Plausibilität. An dessen Stelle trat eine pragmatisch orientierte Kommunikationsforschung, die sich zunächst auf die Sprachverwendung konzentrierte. Während die schon genannte Ausbreitung eines postmodernen Relativismus einen weiteren Grund für den zunehmenden Plausibilitätsverlust der universalistisch orientierten Forschung schuf, lassen sich im Blick auf das Programm der universalen Strukturen der Lebenswelt auch immanente Gründe nennen.

- So geht schon Schütz von einer lebensweltlich grundlegenden Trennung von Alltag und Wissenschaft aus. Auch wenn Luckmann die Trennung dieser Sphären abschwächt (und das entsprechende Kapitel von Schütz nicht in die Strukturen aufnimmt), so widerspricht der Großteil der Wissenschaftsforschung dieser These und geht von der „Alltäglichkeit“ der Wissenschaft aus. Die Plausibilität der Trennung beider Sphären wird durch die massive Ausbreitung der „Wissengesellschaft“ noch mehr geschwächt, in der es ja um eine Dissemination wissenschaftlichen Wissens und einer Auflösung der Grenzen der Wissenschaft geht.³
- Die Annahme der Universalität der Struktur wird durch eine andere historische Veränderung in Frage gestellt: Während Schütz und Luckmann von einer kategorischen Trennung zwischen unmittelbaren und mittelbaren Handlungen ausgehen, die sie als Grundkategorien der Handlungstheorien hypostasieren, macht die rasante Ausbreitung von Kommunikationstechnologien der mittelbaren Interaktion (Skype, Handy etc.) nicht nur deutlich, wie sehr die mittelbare in die unmittelbare Interaktion integriert werden können; sie scheinen auch zu hybriden Situationen zu führen: Lebenswelt ist mittelbar und unmittelbar zugleich.

3 Ein ähnliches Argument habe ich mit Blick auf die Religion entwickelt (Knoblauch 2009).

- Diese gesellschaftlichen Veränderungen berühren auch eine zentrale These von Berger und Luckmann. Denn in der „Social Construction“ gehen sie davon aus, dass die Face-to-Face-Situation die Grundlage der sozialen Wirklichkeit bildet. Die Interaktion von Angesicht zu Angesicht bildet für sie die Keimzelle des Sozialen. So bedeutsam diese Situation auch nach wie vor zu sein scheint, zeichnet sich nicht nur in unseren unmittelbaren Begegnungen eine Mediatisierung ab; selbst in die frühe Sozialisation schon greifen technische Geräte, Überwachungskameras, Spielroboter und andere Kommunikationssysteme ein.

Auch wenn man solche Veränderungen nicht sogleich als Umwälzungen etwa in eine „postsoziale“ Gesellschaft betrachten will, so stellen sie die Annahme der Universalität der Lebenswelt in Frage, denn was als universal beschrieben wurde, erweist sich durchaus als historisch relativ und veränderlich. Können wir also dem Relativismus doch nicht entkommen?

5 Triangulation und Reflexivität

Eine Weise, wie dieser Frage begegnet werden kann, hat schon Luckmann (1980) skizziert. In seiner Analyse etwa der historischen und sozialen Bedingungen der Identität setzt er ein Verfahren an, das man als Triangulation bezeichnen kann. Dieses Verfahren besteht aus einem Vergleich, am einen Pol der Triangulation, der soziohistorische Entwicklungen und Veränderungen beobachtet, wie sie von sozial- und geisteswissenschaftlichen Arbeiten beschrieben werden. Auf der Grundlage historischer Erkenntnisse rekonstruiert Luckmann so die Veränderung von Identitätstypen im Vergleich verschiedener gesellschaftlicher Epochen. Diese soziohistorischen Beschreibungen werden, am zweiten Pol, auf Erkenntnisse bezogen, die man grob als „physikalisch-anthropologisch“ bezeichnen könnte: Schon Schütz hatte die Rolle der Gehirnphysiologie beim Sprechen beachtet, bei Luckmann kommen auch behavioristische und kulturökologische Theorien in den Blick. Einen dritten Pol bilden dann die phänomenologischen Analysen der Lebenswelt. Sie bilden sozusagen den „subjektiven“ Bezugspunkt dessen, was mehr oder weniger objektiv rekonstruiert wird. Die von Schütz und Luckmann herausgearbeiteten „Strukturen der Lebenswelt“ sind ein Beispiel für den Versuch, Merkmale von Subjektivität herauszuarbeiten, die Quelle für das soziohistorische Handeln, Erkennen und Erfahren und Bezugspunkt der anthropologischen Bestimmungen ist. Allerdings, so haben wir gemerkt, können diese Merkmale genauso wenig konstant gehalten werden wie die „objektiv“-wissenschaftlichen Erkenntnisse über